

(Nachdruck verboten.)

24]

## Die Fanfare.

Roman von Frik Mauthner.

XI.

Die verwitwete Kriegsgrätin sah dem neuen Jahre mit ihrer alten Bitterkeit entgegen. Aber Johanna sehte den Klagen und Anspielungen der Mutter ihre stille Sicherheit entgegen, von welcher die beschränkte Frau sich täuschen ließ.

Sie gönnte ja auch der Tochter alles Gute. Wenn Johanna ihr Glück machte, wie es ihre Pflicht gegen die Familie war, so war auch Achim versorgt. Ganz im Hintergrunde, erst spät hinten nach dem glänzenden Schicksalswechsel Achims sah die alte Dame auch für sich wieder bessere Lage. Sie konnte neue Möbel, neue Wäsche und Kleider anschaffen und den armen Rätinnen ihrer Bekanntschaft einen großen standesgemäßen Kaffee geben.

Das Glück, welches Johanna „machen“ mußte, war natürlich die Heirat mit Herrn Haffner von Herne.

An den redlichen Absichten des reichen Mannes war längst nicht mehr zu zweifeln. Sein Charakter war außer seinem Adel die beste Empfehlung; er war vornehm und gutmütig, wie die Kriegsgrätin täglich wiederholte. Es war vornehm, daß er die Armut der Damen nicht zu bemerken schien, und es war gutmütig, daß er einige uneingelöste kleine Verpflichtungen Achims auf sich genommen hatte.

Seit Monaten wartete die verwitwete Kriegsgrätin mit ihrer verzweifelnden Geduld auf die Erklärung Haffners. Sie zitterte davor, daß Johanna oder doch Johannas Schönheit den anstrengenden Nacharbeiten erliegen könnte. Sie ahnte auch, was in des Mädchens Herzen vorging, sie las ihr ganz wohl bis zum Weihnachtsabend die Trauer um die verlorene Jugendhoffnung aus den Augen, und sie fühlte ganz richtig, daß Haffner vor dieser Trauer Scheu empfand und den Kampf mit einer so treulich gepflegten Jugendliebe nicht vorschnell anzunehmen wagte; aber sie wurde an ihrem Kind deshalb nicht irre. Johanna ist eine echte Havenov-Trientz und wird mit leichtem oder schwerem Herzen ihre Pflicht thun.

Als Haffner nun am ersten Weihnachtsfeiertage seinen Besuch machte, schien Johanna plötzlich so verwandelt, sie hatte so fröhlich einen dichten Weichenbuschen vorgesteckt, daß ihre Mutter und ihr Verehrer überzeugt waren, jetzt sei der Augenblick für die Werbung günstig. Er ließ es zwar heute bei einigen rednerischen Andeutungen bewenden, aber schon am dritten Feiertag, kurz vor der Probe-Aufführung der Gata Morgana, nach der ja auch Richards Vereinigung mit der schönen Leontine besiegelt werden sollte, traf im Hause der Alvenslebenstraße für das gnädige Fräulein ein riesiger Blumenauflauf ein, dazu ein Brief an die Mutter, in welchem Haffner feierlich und förmlich um die Hand seiner angebeteten Johanna anhielt. In den Jahren der Not waren die Augen der Kriegsgrätin immer trocken geblieben; heute konnte sie endlich wieder weinen, da sie las:

„Fräulein Johanna ist eine zu gute Tochter, um nun bei ihrer Entschliebung nicht auch an ihre Familie zu denken. Und ich schwöre Ihnen teuerste und würdigste Frau, daß Johannas Mutter allezeit und immerdar in mir einen Sohn finden wird, der sich glücklich schämen muß, mit einer solchen Mutter, mit einem solchen Bruder alles zu teilen, Glück und Unglück, was die gütige Vorsehung ihm beschieden hat.“

Johanna kam erst nach drei Uhr aus der Fabrik nach Hause; sie hatte sich bei Frau Käthe aufgehalten, die sich über den Sender des Kinderspielzeugs den Kopf zerbrach. Die Mutter las ihr mit gehaltener Freude Haffners Brief vor. Sie war gerührt, sie war sogar geneigt, in ihrem Jubel für alles zu danken, was Johanna bisher schon an ihr und Achim gethan hatte.

Das Mädchen hörte zu, ohne sich zu erregen, ohne zu erblicken. Vorsichtig, schonend zog sie ihre Handschuhe aus und sagte dabei:

„Ich überlasse es Dir, liebe Mutter, in welcher Form Du Herrn Haffner von Herne Nein sagen willst. Es ist mir undenkbar, daß ich ihn heirate, und darum ist es auch unmöglich. Und Dich bitte ich, liebe Mutter, daß über den Antrag zwischen uns kein Wort mehr gesprochen wird.“

Das gab einen Sturm. Ohne einen einzigen häßlichen Ausdruck zu gebrauchen, ohne in Ton und Bewegung ihrer Würde zu vergessen, überschüttete die alte Frau ihre Tochter mit einer Flut von Vorwürfen. Spöttisch schilderte sie ihr die Stellung und die Pflichten einer armen Adelligen, die einen glänzenden Offizier zum Bruder hat. Mit Verachtung sprach sie von den entwürdigenden Arbeiten Johannas, die doch kaum ausreichten, sie vor dem Hunger zu schützen.

Johanna nickte nur traurig mit dem Kopf, aber sie blieb bei ihrer ersten Antwort: sie lasse sich nicht einmal auf ein Gespräch über den Antrag des Herrn Haffner ein.

Da versuchte die Kriegsgrätin ihr großes Mittel, mit welchem sie Johanna zu allem zwingen zu können glaubte, weil diese bisher niemals eine Antwort fand, wenn die Mutter des Grafen Trientz erwähnte. So richtete sie sich auch jetzt steif in den Schultern und sagte mit dem wohlbekannten, tobereiten Augenaufschlag:

„Möchtest Du lieber, daß wir den Namen Trientz wieder ablegen, um uns seine Unterstützung zu erkaufen?“

Sie nannte den Grafen niemals; er war für sie immer Er.

Johanna spielte mit ihren Fingern in den Beisäcken, blinzelte ihre Mutter fest an und erwiderte ruhig:

„Du hast mich das schon oft gefragt, liebe Mutter; ich will Dir endlich sagen, was ich von dieser Sache denke. Wir heißen nach dem Vater zu Recht von Havenow; wenn eine Trientz einen Havenow geheiratet hat, so hätte sie ihrem Gatten auch ihren Namen opfern sollen. Nach der allgemeinen Sitte ist es unweiblich, wenn ein Weib seinen Mädchennamen weiterführt, und wenn es Adelige thun, ebenso wie Opernsängerinnen, so glaube ich immer, ihre bräutliche Liebe ist nicht so groß gewesen, wie bräutliche Liebe sein sollte. Dies gilt für mich wie für Achim. Mein Vater war ein Havenow, und ich bin stolz auf diese Erbschaft, aber wenn ich sonst glücklich werden könnte, ich würde über den Namen, den ich in Zukunft tragen soll, nicht nachdenken. So denke ich über den Vorschlag des Grafen Trientz. Ich selbst brauche keine Unterstützung nicht; wenn Achim seiner bedarf, so soll er für sich entscheiden. Und wie ich ihn teime, willigt er nur darum nicht darcin, weil der Graf als Bedingung verlangt, was ein Ehrenmann nur freiwillig thun darf.“

Und dabei blieb Johanna, mochte auch die Mutter die Bedeutung der Familie Trientz noch so hochmütig über die der Havenows stellen.

Nachdem die Kriegsgrätin sich müde geredet hatte, mußte sie sich entschließen, dem Werber einen unbestimmten, hinhaltenden Brief zu schreiben. Johannas Herz sei noch frei, sie bedürfe aber einer Bedenkzeit für ihr Jawort; das liebe romantische Mädchen werde eine um so treuere Gattin sein, je ernster sie den wichtigsten Schritt eines Frauenlebens erwäge.

Frau von Havenow glaubte gar nicht, Ausflüchte niedergeschrieben zu haben. Sie zweifelte nicht daran, daß Johanna nur zu sehr überrascht worden sei, daß sie sich ein wenig bestimmen müsse und daß sie am Ende dennoch „ihre Pflicht“ thun würde. Sie warf sich vor, zu hastig gewesen zu sein und die mädchenhaften Empfindungen einer Havenov-Trientz nicht genug geschont zu haben. Und sie wollte den Fehler nachträglich wieder gut machen. Durch Sanftmut und durch herzliches Eingehen auf ihre Stimmung wollte sie die Tochter befehlen und wollte außerdem ihren Achim sofort zu Hilfe rufen. Der Lieutenant war das Haupt der Familie und hatte darum nach ihrer Meinung über alles zu entscheiden, auch über die Verheiratung seiner Schwester. In einem klugen Briefe schrieb sie sofort um seine Hilfe. Sie deutete vorsichtig auf die minder glänzenden Verhältnisse des Hauses hin und legte es ihrem Sohn nahe, das völlig mittellose Mädchen zu ihrem eignen Glück zu überreden. Von Achims Antwort erwartete sie sichere Unterwerfung des Mädchens.

Zwischen wurde sie nicht müde, ihrer Tochter mit verändertem Tone und mit milderen Worten denselben Text zu predigen. Nicht nur den behaglichen Reichtum, eine prächtige Wohnung und glänzende Gewänder hatte sie für die Zukunft bereit, sie traf auch empfindlichere Punkte in Johannas Seele. Wie konnte die reiche Frau von Herne die schöne Gewohnheit des Wohlthuns annehmen, wie konnte sie durch Reisen und

durch die Kunst die Welt genießen! Und als letztes Mittel der Ueberredung blieb immer die Aussicht: wie konnte sie Achim fördern, wenn der durch eine reiche Schwester aller Sorgen enthoben war. Von sich selbst sprach sie nicht, sie kam ja auch wirklich nur als Achims Mutter in Betracht.

Johanna blieb fest; sie wollte für Achim jedes Opfer bringen, nur ein solches nicht, das der Bruder nicht annehmen dürfte.

Die Kriegsrätin hatte auf alles eine Antwort. So weit die Verzweigungen in ihrer Familie reichten, so weit gab es Offiziere, die auch einmal jung gewesen waren, und immer hatte die Gesamtfamilie für den Lientenant eintreten müssen. Es waren viele darunter, die sich lieber eine Kugel vor den Kopf schießen, als sich durch fremde Opfer retten lassen wollten. Da hatte man ihnen die Sachlage verschwiegen und sie gestroht gegen ihren Willen aus der Klemme gezogen.




Manche Stunde, die sonst mit Abschreiben nützlich angewandt worden war, verging mit einförmigen Unterhaltungen der beiden Frauen; unablässig forderte die Mutter das Opfer, und unerschütterte sagte Johanna nein. Endlich nach zwei Tagen kam mit dem verfrühten Neujahrswunsche Achims und der Bitte um neue Visitenkarten auch sein Brief an die Schwester.

Auf Rat der Mutter that er diplomatisch so, als habe Gassner selbst seine brüderliche Unterstützung nachgesucht. Mit zwanzigjähriger Weisheit empfahl er Johanna, die günstige Gelegenheit wahrzunehmen, denn das Schicksal eines alternden Mädchens sei kein beneidenswertes, fordere vielmehr den Spott der argen Welt heraus. Er höre mit Bedauern, daß seine Lieben sich einschränken und auf die kostspieligsten Vergnügen der Großstadt hie und da verzichten müßten. Das Vergnügen sei freilich der Güter größtes nicht, aber alter Adel verpflichte eigentlich zum Wohlstand. Sein Ideal für die kleine Schwester sei allerdings nicht gerade Herr Gassner von Herne. Der Adel desselben sei nicht ganz legitim erworben und dazu nicht einmal sehr alt und sein Vermögen auf sehr bürgerliche Weise zusammen gebracht worden, aber die Neuzeit fordere vielleicht solche Schritte. Gassner sei ein guter Mensch. Er, Achim, habe Beweise dafür und dürfe gerade darum seine brüderliche Autorität nicht zu schnell in die Wagschale werfen. Kurz, er übertrage sein Amt auf die Mutter; ihr habe Johanna in allem zu gehorchen wie eine richtige Havenow.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Die chinesische Schrift.

Wenn wir die chinesische Schrift ansehen, so erscheint sie uns zuerst als ein Buch mit sieben Siegeln. Jeder, der eine bessere Schule genossen hat, hat einige Proben französisch erparrert, die ihm das Bild der Sprache zu verstehen erleichtern. Er sieht bekannte Schriftzeichen, die sogenannten lateinischen, vor sich, und ist im Stande, sich das fremde Wort nach den Buchstaben zu merken, ohne einen andern nach seiner Bedeutung zu fragen. Bei der englischen und den skandinavischen Sprachen überlassen uns sogar einige Worte, die wie deutsche geschrieben werden und denen man daher dieselbe Bedeutung beimißt, wie derselben Buchstabenfolge im Deutschen, auch wenn man sich dabei gründlich irrt, zum Beispiel kind = gültig, back = hinten. Auch die romanischen Sprachen, vor allem die italienische, erinnern uns lebhaft an das Lateinische, und es findet wohl auch der Nichtkenner einmal ein Wort, dessen Bedeutung er sich zusammenreimen kann. Beim Portugiesischen und dem Rumänischen ist das schon schwerer. Vor dem Magyarischen mit seiner Isolierung in der europäischen Sprachenfamilie, mit seiner durchaus andern Syntax, macht die Division und die Kombination halt, bei dem Russischen und Griechischen versucht man sie gar nicht, denn hier ist das Buchstabenbild ein andres, und es würde verlorene Liebesmüh sein, aus den wenigen Buchstaben, die dem Lateinischen gleichen, Worte zu erraten, haben doch manche einen ganz andern Klang, z. B. B = W, P = R, H = K usw. Immerhin sind doch Formen in den Buchstaben vertreten, welche die Würde zu unserem Gedächtnis bilden. Ganz anders wird es nun sein, wenn wir arabische Schrift oder gar chinesische vor uns haben. Bei der arabischen Schrift läuft die Zeile horizontal von rechts nach links, die Seiten von hinten nach vorn; bei der chinesischen fängt das Buch auch hinten an, aber die Zeile läuft vertikal von oben nach unten. Die chinesische Schrift schreibt man nicht, sondern man malt sie mit einem Pinsel. Wer die chinesische Schrift gesehen hat, wird dies sehr begreiflich finden. (Wir wollen hier mit den in europäischen Sekulären befindlichen Schriftzeichen versuchen, einige Wörter zu bilden:  Mensch,  Mund,  Verg.)

Die chinesische Schrift ist eine Wortschrift, d. h. jedes einfüßige Stammwort hat sein besonderes Zeichen, manche mehrere Varianten.



Die Wörter ähneln sich sehr in der Aussprache nach unserm Begriffe, sie werden aber in der Schrift durch verschiedene Zeichen unterschieden. Betonung und Laut machen den Unterschied in ihrer Bedeutung. Wir Deutsche haben kein so feines Sprachgefühl. Wenn wir Hände oder Hente sagen, so muß die Bedeutung des Wortes aus dem Satze hervorgehen, beide Wörter sprechen wir gleich aus, in den Wörtern gebet und Gebet unterscheiden wir nicht in der Schrift, wohl aber in der Betonung der Silben. Im Chinesischen ist die Wahl der nach unserm Begriffe lautlich verschiedenen Wörter daher sehr gering, sie erreicht etwa 900, aber die Töne geben dem Worte die Bedeutung. Jedes Wort besitzt nämlich seinen eigentümlichen Ton, der ihm untrennbar anhaftet. Diese Töne sind nach der Tonlage, Quantität und Qualität verschieden. Der Ton ist erstens entweder hoch oder tief, zweitens entweder gleichmäßig oder ungleichmäßig und im letzteren Falle entweder langsam oder rasch steigend oder fallend oder endlich kurz abgebrochen. Wörter von gleichem Lautwerte können auf diese Weise je nach dem zugehörigen Töne die verschiedenste Bedeutung haben. Bei Apostrophen hinter v, k, p, tsch, th muß ein h mitgesprochen werden, wie in stattst, Blochhaus, Kappahn.

Die chinesische Sprache ist sehr alt. Man unterscheidet nach ihrer Literatur drei Perioden, die vorläufige Periode von vor 3000 v. Chr. bis den großen Philosophen Lao-tsi und Kung-tsi (Konfucius) im 6. Jahrhundert v. Chr. — hier sind die Hauptdenkmäler das kanonische Urkundenbuch und das kanonische Liederbuch —, die klassische Periode, von den beiden Philosophen bis zum ersten Jahrhundert v. Chr. reichend, — ihr angehängt oder nachgefolgt ist der nachlässige Stil, der an Kraft und Kürze verliert, an Eleganzsamkeit gewinnt und in der modernen Literatur von dem Essayistenstil vertreten wird — und die dritte Periode, seit dem Aufkommen der Mongolendynastie (1206—1368), die sich in ihrer niederen Velleitrit an die jeweilige Umgangssprache anschließt.

Was die Aussprache anbetrifft, so ist der Mandarinendialekt die allgemeine Sprache (kuan-hoa), er wird von allen Gebildeten verstanden, außerdem giebt es eine größere Anzahl Provinzialdialekte. Wie die Sprache, so hat auch die Schrift im Laufe der Jahrhunderte Wandlungen erfahren. Die Formen der ältesten Schrift sind etwa im 3. Jahrtausend vor Christus erfunden worden. Es sind rohe Bilder und Symbole, aber sie zeugen von einer trefflichen Aufnahmefähigkeit. Zweitausend Jahre später wurden aus den Bildern gerade und gebogene Striche, immer gleichmäßig, das war die große Schrift, ta-tschuen. Sechshundert Jahre später wurde diese Schrift vereinfacht und somit die kleine Schrift, siao-tschuen, geschaffen. Dann kam zu Beginn unserer christlichen Zeitrechnung die Emialschrift, li-schu, mit ihren edigen und groben Schriftzügen auf, und neben dieser bürgerte sich eine sehr flüchtige, oft willkürliche Schnellchrift, die Grasschrift, tsao-schu genannt, ein. Seit sechshundert Jahren ist die jetzige Schrift (k'ai-schu) im Gebrauch, die wohl für alle besseren Dunde verwandt wird. Daneben existiert noch eine Kursivechrift, sung-schu.

Nach ihrer Entstehungsweise zerfallen die Schriftzeichen in sechs Klassen. Einige Beispiele, die wir aus unserm System zu bilden suchen, die also nur die Form in grober Weise andeuten können, mögen die Bekanntschaft mit diesen Klassen vermitteln.

Die erste Klasse ist die Bilderkategorie. Es wird geschrieben Sonne,  schit, in alter Schrift  jetzt  Mond, yuet, alte Schrift  jetzt  Solche Bilder giebt es etwa 600. Die zweite Klasse enthält die Symbole, etwa 100. Man schreibt: oben schang, alt  jetzt , unten hia, alt  jetzt . Die dritte Klasse enthält die symbolischen Zusammensetzungen, etwa 740, z. B. Mund,  Wort, yen,  wahr, sin, . Man sieht hieraus, wie aus Mund schließlich das Wort wahr entsteht. Ungalanterweise wollen wir noch hinzufügen, daß, wenn das Zeichen für Weis zweimal, nebeneinander, steht, es Yang bedeutet. Die vierte Klasse enthält die Zeichen mit gewendeter Bedeutung, etwa 370. Zum Beispiel schreibt man Fürst, heu,  dagegen Beamter, ssi, . Die fünfte Klasse enthält etwa 600 Zeichen für die Hilfswörter und die sechste, die lautangebende, gegen 20 000 Schriftzeichen, die aus zwei vereinigten Teilen bestehen, deren einer die Begriffs-kategorie, der andre mehr oder minder die Aussprache ausdrückt. Nehmen wir z. B. das Wort Arbeiter, kung, J. Hieraus wird gebildet  I k'ung, Ungebuld, indem . Herz, sin, hinzugefügt wird, ferner Wasser schui,  verbunden  I ergibt Strom, kiang;

reden oder Wort yen  mit I verbunden giebt  hung, Zanf. Bei einiger Phantasie und Kombinationsgabe wird man die innere Verwandtschaft dieser Wörter erkennen. Ungebuld = das arbeitende Herz, Strom = das arbeitende Wasser, Zanf = die arbeitende Aede. Aus diesen Beispielen ergibt sich auch die Anordnung der chinesischen Wörterbücher, die entweder nach der Bedeutung der Wörter, encyclopädisch, nach ihrem Laut, phonetisch, oder nach der Form der Schriftzeichen, graphisch, geordnet sind. Die Anordnung der ersteren ergibt sich von selbst, die der graphischen ist nach Klassenhauptern geordnet. 214 meistens fünfangehende Bestandteile bilden diese Klassenhäupter (Schlüssel, Radikale). Sie sind nach der Zahl der einfachen Striche, aus denen sie bestehen, geordnet. So giebt es Klassenhäupter bis zu 17 Strichen. Als einfache Striche gelten der Punkt (Komma), Querstrich, senkrechte Strich, der Haken, der linkschräge, der rechtschräge Strich, der Speer. Die Schriftzeichen folgen sich senkrecht, von oben nach unten, in zweisprachigen

Büchern wird die Schrift nach Zeichen und Zeilenfolge wie die andre Schrift, also horizontal, geschrieben. Als Interpunktionszeichen nimmt man meistens einen Ring oder einen Punkt. Hervorhebungen finden statt durch Abbrechen der Zeile, Ringe, Einrahmung, durch einfache oder doppelte Längsstriche, wie bei Büchertiteln. Die Chinesen schreiben mit Pinsel und Tusche, sie setzen den Pinsel senkrecht an und schreiben den oberen Strich vor dem unteren, den linken vor dem rechten, den kreuzenden Querstrich oder Halen vor dem durchkreuzten senkrechten oder schrägen. — Georg Hiller.

### Kleines Feuilleton.

**dg. Arbeit fürs Dienstmädchen.** Sonntags ging Sophie zu ihrer Mutter. Sie wäre auch ganz gern einmal wo anders hingegangen, ins Theater oder in ein Konzert oder auch nur in einen Biergarten, sie hatte aber kein Geld dazu und dann fürchtete sie sich auch, Belamte zu treffen. Sie schämte sich vor ihren Freundsinnen, seit sie als „Stütze“ in Stellung war.

Die Kanzleirätin wartete mit dem Kaffee auf sie. Zu der kleinen engen Witwenstube saßen sie neben einander, tranken die dünne Eschorenbrühe und knabberten ein paar Stück altbacknen Streuzbrotchen, die Tochter verhielt sich schweigsam. Zu die Sofa-Ecke gedrückt, starrte sie in das Zimmer und dachte an alle bessere Zeiten, die Mutter sprach desto mehr. Sie wollte alles wissen: „Was sie zum Beispiel heute zu Mittag gegessen hatten?“

„Schweinebraten, Rostohl und nachher eingemachte Pflaumen. Ein sehr delikates Gericht. O darüber war überhaupt nicht zu klagen, das Essen war immer gut und reichlich, darauf hielt die Frau Bernide, sie gab den Leuten fast mehr als den eignen Kindern. Die Kanzleirätin senfte: „Na sie können es ja auch haben, solche reichgewordne Schlächterfran. Ach weißt Du, das kann mich am meisten kränken, daß Du nicht in eine feine Familie gekommen bist.“

„Ja, man mußte doch nehmen, was sich bot, länger konnte man doch nicht warten!“ Das mürrische Gesicht der Tochter wurde noch um eine Idee mürrischer; dann lachte sie ironisch auf: „Na, und jetzt sind sie ja auch Rentier!“

„Ja natürlich — Rentier.“ Die Mutter stimmte in den höhnischen Ton ein. „Aber sonst sind sie doch wohl ganz nett zu Dir?“

„Na ja — ganz nett.“ Die Kanzleirätin musterte sie mit einem prüfenden Blick. „Hast Du Kerger gehabt?“

„Ach Kerger.“ — Sophie lehnte den Kopf hinten über und sah nach der Decke, dann richtete sie sich plötzlich lebhaft auf: „Ja gewiß habe ich Kerger gehabt! Soll man sich etwa nicht ärgern? Nichts kann man recht machen. Beim Aufstauben laß ich zu viel Staub in den Ecken und beim Strumpfstopfen arbeit ich niederlich, und dann immer die Redensarten: „Ach, das haben Sie wohl nicht gelernt, Fräulein! Ach, und das haben sie wohl auch noch nicht gelernt?“ Und bloß weil ich nicht lachen kann und ihr mal gesagt habe, ich wär eigentlich nicht für solche Hausarbeit erzo-gen. — Ach! Mit zornigem Mut warf sie das Taschentuch in die Sofa-Ecke.“

Die Kanzleirätin sagte wieder: „Ja, es ist zu traurig, ich sage ja, wenn Du nur zu einer feineren Familie gekommen wärest. Aber nun zu so gewöhnlichen Leuten. Solche ehemalige Schlächtermannsweib, das denkt ja nun Wunder, was es geworden ist, weil es ein paar Groschen Geld hat und sich 'n Dienstmädchen und 'ne „Stütze“ halten kann, das muß sich ja nun aufspielen und sich was zeigen — ach Gott ja —“

Sophie mürrtelte wieder an ihrem Taschentuch: „Gestern sollte ich dem Mädchen helfen beim Fensterputzen, ich habe es aber nicht gethan. Nein, fällt mir gar nicht ein, ich habe geschwindelt und gesagt, ich hätte stopfschmerzen. Na, ich bin doch Stütze und nicht Mädchen für alles.“

„Natürlich, natürlich.“ — die Mutter nickte. „Fensterputzen, Dir so etwas zuzumuten, und wo ich ihr selber gesagt habe, Du wärest aus guter Familie und nur durch Vaters Tod so aufs Verdienen angewiesen. Ach ja . . . ach ja . . . es ist zu schlimm, daß Vater so früh hat sterben müssen, wenn Du Dich nur wenigstens hättest vorher verheiraten können. . . ach ja! . . .“ Sie brach ab und rührte in der Kaffeetasche. Ein paar Minuten herrschte wieder Schweigen, dann sagte Sophie: „Nun ist ja auch der Sohn wieder zu Haus.“

Die Kanzleirätin richtete sich lebhaft auf: „Der Referendar? Ach was? Na, ist es ein netter Mensch?“

„Ach ja, ein sehr netter Mensch — bloß weißt Du, er schläft immer lange, wenn ich ihm morgens um neun Uhr Kaffee in sein Zimmer bringe, ist er manchmal eben erst aufgestanden.“

„So, Du bringst ihm den Kaffee?“ Die Mutter sah sie prüfend an: „Weißt Du, ich habe übrigens schon gedacht, Du könntest nun endlich die Trauer ablegen. Papa ist doch bald neun Monate tot. Nimm Dir doch das rosa Kostümkleid mit, darin siehst Du so niedlich aus. Ach Gott, ja, Sophiechen, wenn Du Dich nur verheiraten könntest, und . . .“

Die Tochter unterbrach sie kurz und schroff: „Herr Bernide wird sich Weihnachten verloben.“

Eine kleine Pause, die Kanzleirätin lehnte ein paar Augenblicke in die hohle Hand: „So, der wird sich verloben? So'n Junge von vierundzwanzig Jahren! Und was sagtest Du da vorher? Du mußt ihm den Kaffee hineintragen? Aber das ist

ja zu unerhört, unerhört ist ja das! Dich schickt diese Bernide in das Zimmer ihres Sohnes, in das Zimmer eines Herrn? Hat denn dieses Weib gar kein Schidlichkeitsgefühl? Morgen machst Du ihr den Standpunkt klar, keinen Schritt gehst Du mehr da hinein, das ist Arbeit für das Dienstmädchen — ja gewiß Arbeit für das Dienstmädchen!“

— Das Acetylen-Licht im Dienste der Küsternbeleuchtung. Die „Allgemeine Zeitung“ schreibt: Auf dem Leuchtturm von Civita-Vecchia an der Tiber-Mündung sind durch den Ingenieur Anna Verjuche mit Acetylenbeleuchtung gemacht worden. Diese Beleuchtungsart wurde vorläufig an 13 aufeinanderfolgenden Tagen angewandt, um die Verwendbarkeit der verschiedenen Apparate, die Sichtbarkeit des Lichts und dessen Tragweite im Vergleich zur Petroleum- und Delbeleuchtung zu erproben. Endlich sollte noch eine Schätzung der Kosten der neuen Beleuchtungsart gewonnen werden. Die Apparate bestanden aus einem Gaserzeuger, einem Gefäß zum Reinigen des Gases, einem Gasmotor und den Brennern. Der Erzeuger bestand aus zwei Chlindern, deren jeder 15 Kilogramm Calciumcarbid fahte. Der Reinerger diente zugleich zur Abkühlung des Gases mittels kalten Wassers, um den durch das Gas mitgerissenen Wasserdampf niederzuschlagen und zu beseitigen. Der Brenner war so hergerichtet, daß er eine Flamme von 7 Centimeter Durchmesser ergab, deren Leuchtkraft zu 280 Normalkerzen gemessen wurde. Die ganze Einrichtung bewährte sich ausgezeichnet. Die Tragweite des Lichts schien beträchtlich zu sein, sie reichte allerdings nicht weiter als 18 Meilen, was aber in der Hauptsache der geringen Höhe des Leuchtturms von nur 39 Meter zuzuschreiben war. Auf 18 Meilen war das Acetylenlicht sehr klar sichtbar. Dieses scheint auch bei Nebel eine größere Durchdringungskraft zu besitzen als Petroleum- und elektrisches Licht. Während der 113 Beleuchtungsstunden, die der Versuch in Anspruch nahm, waren 85 Kilogramm Calciumcarbid verbraucht worden, also 1 1/2 Pfund pro Stunde. Der Verbrauch des Acetylen-gases würde sich danach auf 217 1/2 Liter bemessen haben. Unter diesen Bedingungen würde die Bedienung des Leuchtturms mit Acetylen sich auf etwa 30 Pf. pro Stunde stellen, während die Beleuchtung mit Petroleum 40 Pf. kostet. Außerdem sind die Einrichtungskosten für Acetylenbeleuchtung in einem Leuchtturm erster Klasse ganz erheblich billiger als für alle andern Beleuchtungsarten, sie belaufen sich nur auf 640 M., während die Umwandlung eines Leuchtturms zum Ertrag von Licht durch Petroleumlicht nicht weniger als 4000 M. kostet. Danach scheint das Acetylen auch in der Küsternbeleuchtung eine bedeutende Zukunft zu haben. —

### Litterarisches.

Die sieben Gesichter von Jules Caze. München, Albert Langen. — Natürlich handelt es sich wieder um eine Weibergeschichte. Für gewisse französische Autoren scheinen nur erotische Stoffe zu existieren. Bilestid steht das mit der Vorliebe des Publikums für derartige Dinge in einem bestimmten Zusammenhang. Geld verdienen ist auch für Dichter eine schöne Sache.

Etwas besser als die Erscheinungen, die wir in der letzten Zeit besprochen, ist das vorliegende Buch. Es enthält mehr künstlerischen Ernst, mehr Psychologie und mehr Gestaltungskraft. Mit den „Sieben Gesichtern“ sind die verschiedenen Gesichter gemeint, die ein Weib im Lauf ihres Lebens zeigt. Das Gesicht des Kindes, das Gesicht des naiven, das des begehrenden jungen Mädchens usw. Die Mittel der Wirkung sind brutal, die Handlung entsetzlich geschnitten, was bereits eine kurze Inhaltsangabe beweisen wird.

Der Held des Buchs ist in guter Kinderfreundschaft mit einem kleinen Mädchen angewachsen. Als er sie später wieder sieht, findet er sie voll erblüht, ohne sie indes zu lieben. Es bleibt ein Geschwisterverhältnis, so frei von Sinnlichkeit, daß er sogar ihre Verlobung mit seinem besten Freund begünstigt. Als er aber eines Tags von einer Reise zurückkehrt, zeigt sie ihm ein andres Gesicht. Ihre Sinnlichkeit ist erwacht, sie ist Weib geworden und man wird er von einer glühenden Leidenschaft gefaßt. Er gönnt sie seinem Freund nicht und wird in seiner wahnsinnigen Eifersucht zum Verbrecher. In einer bösen Nacht stürzt er ihn zum Fenster hinaus. Bei der Untersuchung, die nun geführt wird, fällt auf ihn kein Verdacht. Man glaubt an einen Selbstmord, begangen im Zustand hochgradiger nervöser Erregung. Die verlassene Braut ist zunächst trostlos, später aber stellt sich heraus, daß sie ihren Jugendfreund, den Mörder, glühend liebe, vielleicht immer geliebt hat. Das ist mir bei der geschraubten Art des Ganzen nicht recht klar geworden. Kurz: sie heiratet ihn. Er aber wird seines Glückes nicht froh. Selbst in den heißesten Stunden quält ihn die Erinnerung an seinen Freund. Er kann nicht leben, ohne sein Gewissen durch ein Geständnis zur erleichtern. Er gesteht also, und seine Frau zieht sich entsetzt von ihm zurück, indem sie klagend den Namen ihres ersten Verlobten murrte. Darüber erwacht in ihm die alte Leidenschaft. Der Gedanke, daß sie seinen Freund am Ende noch immer liebt, macht ihn zur Bestie. Er vergewaltigt sie. Als er später in seine Wohnung zurückkehrt, hat sie sich erschossen. Er aber, der eine zähe Natur zu sein scheint, lebt weiter, wie eine Maschine, die gut in Stand gehalten ist und von selbst funktioniert. Im Verhältnis zu den angebotenen kraffen Mitteln ist der künstlerische Inhalt des Buchs entsetzlich arm-selig. Außerdem widert es durch seine theatralische Annatur an. — E. S.

**Geographisches.**

on. Neue Untersuchungen von Salzseen hat ein russischer Geograph Ignatoff im Gouvernement Amur in der westlichen Sibirien unternommen. Die dortigen Salzseen zeigen manche Eigenschaften, die sie als besonders merkwürdige Gebilde erscheinen lassen. Zunächst erforschte Ignatoff den See Khyllak, der eine Länge von 15 und eine Breite von 12 Kilometern besitzt und viel Salz enthält. Seine Oberflächentemperatur ist hoch, da sie zwischen 20 und 27 Grad schwankt, während am Boden die Temperatur noch um 7 Grad höher war. Die inwohnernden Kirgisen behaupten, was nach diesen Thatsachen gar nicht wunderbar erscheint, daß dieser See selbst bei der strengsten Winterkälte niemals gefriert. Dazu besitzt der See eine blaurote Farbe, die von einer großen Zahl kleiner Krebsstiere herrührt, mit denen das Wasser reichlich bevölkert ist. Die Stellung dieses Salzsees wird noch merkwürdiger durch den Umstand, daß in nächster Nähe mehrere Süßwasserseen bestehen, von denen einige mehrere Kilometer im Durchmesser haben. Wie diese in dem abflußlosen Gebiet ihr Wasser sich zu erhalten vermögen, ist ganz unerklärlich, man müßte denn der sonderbaren Annahme stattgeben, daß das Nöbrieh an den Ufern das gesamte im Wasser enthaltene Salz verbraucht; diese Pflanzen sind allerdings stark salzhaltig. Der zweite von Ignatoff untersuchte See, der Selety-Dengis, ist bedeutend größer als der vorige, enthält aber weniger Salz. Die Temperatur ist an der Oberfläche fast dieselbe wie beim Khyllak. Der Boden ist überfüllt mit faulenden, organischen Resten, von denen fortgesetzt Blasen von Schwefelwasserstoff aufsteigen. Trotzdem vermögen auch in diesem Wasser Krebsstiere ihr Leben zu fristen, während sonst die Entwicklung von Schwefelwasserstoff in der Natur der Tierwelt durchaus feindlich ist. Der dritte See, Tele, hat eine Länge von 117 Kilometern bei 18 Kilometer Breite und besteht aus einer starken Salzlange; dennoch leben auch hier einige Arten von Krustern. Eine Abnahme der Wassermenge durch Verdunstung, wie dies in den andern genannten Seen zu beobachten ist, scheint hier nicht stattzufinden. Ganz im Gegensatz zu der ungewöhnlich hohen Temperatur, die am Boden des Khyllak festgestellt wurde, ist hier der Boden schon 65 Centimeter unter der Oberfläche in einer geographischen Breite von nur 55 Grad danern gefroren. —

**Aus dem Tierleben.**

Der afrikanische Madenhäcker wurde bisher als Befreier der Kinder von Schmarotzerinsekten für ein so nützliches Vogel gehalten, daß man ihm auf der kürzlich abgehaltenen internationalen Konferenz zur Erhaltung der wilden Tiere Afrikas besonderen Schutz zuerkamte. Eine von Prof. Nath-Lautner in der „Nature“ veröffentlichte Aufschrift von Kapitän Hinde zeigt nun aber, wie dieser Vogel infolge einer plötzlichen, durch den Menschen veranlaßten Aenderung seiner Lebensbedingungen in Ostafrika zu einem gefährlichen und schädlichen Geschöpf geworden ist. Hinde schreibt, daß der Madenhäcker sich in Ostafrika früher von Zecken und andern Schmarotzern ernährt habe, die Wild und Hausiere befallen; gelegentlich hätten die Vögel, wenn ein Tier ein Geschwür hatte, dieses so gründlich sondiert, daß das Tier dadurch getötet wurde. Seitdem die Minderpest die großen Heerden in Mambani vernichtet hätte, und fast alle Schafe und Ziegen während der letzten Hungersnot verzehret worden wären, seien die ihrer Nahrung beraubten Vögel zu Fleischfressern geworden, und jetzt werde jedes nicht fortwährend bewachte Tier von ihnen getötet, vollständig gesunden Tieren würden die Ohren bis auf den Knochen abgefressen und in den Rücken und die Oberschenkelgegend Löcher gerissen. Die eingeschorenen Knaben belustigen sich zuweilen damit, nach den auf den Kindern sitzenden Vögeln mit Pfeilen zu schießen, deren Spitze auf etwa 1/2 Zoll durch ein Stück Holz oder Eisenbein gesteckt ist, so daß, wenn das Kind statt des Vogels getroffen wird, ihm kein Schade geschieht. Die wenigen Vögel, die so getötet werden, scheinen die Zahl dieser Plagegeister durchaus nicht zu vermindern. Hinde pflegt bei seinen eigenen Tieren, wenn ihnen ein Loch ins Fleisch gefressen worden ist, Jodoform in die Wunde zu streuen; sie wird dann in der Regel von den Vögeln gemieden, oder diese werden, wenn sie sie doch wieder angreifen, sogleich schlafträchtig und können leicht getötet werden. Das Mittel ist aber zur Beseitigung der Plage nicht sehr wirksam und außerdem sehr teuer. Vor drei Jahren berichtete Kapitän Hinde bereits, daß die Madenhäcker die Isolierung der Tiere bei der Minderpest in einigen Bezirken wirkungslos machen, da sie die Ansteckungskeime auf gesunde Tiere übertragen. Er hat übrigens die Vögel nie auf den großen Wildherden in den offenen Ebenen, wohl aber auf Antilopen und Nashörnern in der unmittelbaren Nachbarschaft der Masaidörfer und auf Mindviehherden gesehen. —

**Technisches.**

Mit der Legung des ersten unterseeischen Telegraphenkabels wurde am 28. August 1850 begonnen. Der Plan, England mit dem europäischen Kontinent durch ein Telegraphenkabel zu verbinden, datiert vom Jahre 1840, in welchem Jahr Wheatstone dem englischen Unterhause einen Entwurf zu diesem Unternehmen vorlegte. Die Möglichkeit, unter Wasser zu telegraphieren war durch die 7000 Fuß lange Leitung, die ein Jahr früher O'Shaughnessy, der Chef der elektrischen Telegraphie in Indien, im Gugh, einen Nebenfluß des Ganges, verlegt hatte, bewiesen. Der

Ausführung des Wheatstoneschen Plans gingen erst noch eine Anzahl anderer Versuche voraus. 1842 legte Morse im Hafen von New York ein Kabel von Castle Garden nach Governors Island. Schon damals wurde von Morse eine submarine Kabelverbindung Europas mit Amerika durch den Atlantischen Ocean angelegt. 1845 legte Ezrei Cornell zwei mit Baumwolle umwickelte, durch Kautschuk isolierte und durch Bleihüllen geschützte Drähte in der Nähe von New York durch den Hudson. Im folgenden Jahre verband Professor Gay im Hafen von Portsmouth zwei Schiffe telegraphisch mit dem Lande und legte sodann in demselben Hafen ein längeres Kabel von Watering-Island bis zur Insel Wight. 1848 legte Siemens eine Leitung durch den Rhein von Deutz nach Köln, und Armstrong eine mit Guttapercha isolierte, durch den Hudson. Einen ebensolchen Draht von zwei Meilen Länge versenkte mit Erfolg 1849 Walker, der Direktor der englischen Südwest-Eisenbahn, bei Dover im Hafen von Folkestone. Damit war die Verwendbarkeit der Guttapercha als ein in jeder Beziehung vortreffliches Isolationsmittel bewiesen, und der Ausführung größerer Kabel stand nichts mehr im Wege. J. Breit nahm Wheatstones Plan, England mit Frankreich durch ein Kabel zu verbinden, wieder auf. Das Seekabel, das eine von ihm in Paris gegründete Gesellschaft anfertigen ließ, bestand aus 1,8 Millimeter starkem Kupferdraht und war durch eine 5 Millimeter dicke Guttaperchahaut isoliert. Die Kistenkabel waren mit Bleihüllen umgeben. Das Kabel wurde von dem Raddampfer „Goliath“ am 28. August 1850 ohne Unfall innerhalb zehn Stunden zwischen Dover und dem Kap Griz Nez an der französischen Küste versenkt. Der Versuch war geglückt. Das Kabel funktionierte ausgezeichnet. Wenn es auch am nächsten Tage den Dienst wieder versagte, weil der selbige Boden an der französischen Küste die Guttapercha abgeschuert hatte, so war doch der Beweis geliefert, daß nach Beseitigung solcher leicht zu verhütenden Uebelstände über weite Meeresstrecken hinweg telegraphiert werden konnte. Bald war das Kabel durch ein neues, ununterbrochen gut funktionierendes ersetzt. —

**Notizen.**

Das Schiller-Theater wird am 1. September mit „Faust“ eröffnet, der fast ganz unverkürzt an vier Abenden aufgeführt werden soll, und zwar so, daß der erste Teil die beiden ersten, der zweite Teil die beiden andern Abende füllt wird. — Das „Deutsche Theater“ giebt in der neuen Spielzeit ein Abonnement zu ermäßigten Bedingungen an, welches zum Besitze von 40 Donnerstagsvorstellungen berechtigt; die erste dieser Vorstellungen findet am 6. September statt. — Die Berliner Sezessionsbühne eröffnet zugleich mit den Vorstellungen am 15. September in den Theaterräumen einen ständigen Kunst- und Lesesalon. — Webers „Freischütz“ wurde kürzlich in Lissabon zum erstenmal mit sehr großem Erfolg aufgeführt. — Der Nachlaß des Komponisten Millöder beträgt, wie in den Hinterlassenschaftsverhandlungen festgestellt wurde, ohne die noch zu erwartenden Entlöhnen, gegen 750 000 Kronen. — Ein Opernsänger vom Sommertheater in Posen beschuldigt den Kritiker einer Posener Zeitung wegen Vernachlässigung zu verklagen, weil dieser ihn einen „hinwäglich weniger begabten Sänger“ nannte. — Am 45. Beobachtungabend des „Vereins von Freunden der Dreptower Sternwarte“, Mittwoch, den 29. August, abends 8 Uhr, spricht Direktor Archenhold unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder über „Die Astronomie bei den Chinesen“. Von 9—12 Uhr nachts wird der große, in der Mitte stark verdichtete, weit angeordnete Sternhaufen im Pegasus mit dem Niesenfernrohr beobachtet. — Ein internationaler Kongreß zur Förderung der Meeresforschung wird auch in diesem Jahre im Oktober in Christiania abgehalten werden. — Von den durch Prof. Peter in Göttingen beschafften Alpenpflanzen ist, wie man der „Voss. Ztg.“ mitteilt, der größte Teil auf das unter seiner Leitung stehende Versuchsfeld auf dem Broden gezeit worden, um die dortigen Vegetationen zu ergänzen und zu erweitern. Mehrere tausend Nadelholzbämmchen solcher Arten, die sich bei den Versuchen auf dem Broden als für rauhe Gebirgslagen passend erwiesen haben, wurden auf geeigneten Flächen beim Jakobebach am Broden und auf dem Königsberge forstmäßig angepflanzt. Die schon vor einem Jahre auf dem Broden begonnenen Kulturen mit Kartoffelsorten für rauhes Klima fanden auf dem gepachteten Landstück bei Bramlage ihre Fortsetzung. — Im Johannsburgkreise (Ostpreußen) befinden sich einige Dörfer, die nur russische Bevölkerung haben. Die Russen haben sich zur Zeit des Großen Kurfürsten hier angesiedelt. Sie sind zwar naturalisiert, haben aber russische Sprache und Sitten vollständig bewahrt. Eine nachahmungswürdige Sitte ist das Wadelaus, das sich in jedem Dorfe befindet und von jedem wöchentlich mindestens einmal benützt wird. In dem furchtbar erhitzen Raume wird der Körper erst zum Schwitzen gebracht und dann mit getrockneten Birkenruten, die vorher in lochendes Wasser getaucht sind, gepötscht, worauf man mit kaltem Wasser übergossen wird. —